

III. Berichte.

1. Bericht über die Anthropologen-Versammlung in Trier, vom 9. bis 11. August 1883.

Der Vorsitzende, Geh. Rath Virchow eröffnete die Sitzung am Donnerstag den 9. August um 9 Uhr im grossen, ganz gefüllten Saale des Justizpalastes. In längerer Rede wies er auf die grosse Aufgabe der anthropologischen Forschung, die wahre Geschichte des Menschen darzustellen, hin und rechtfertigte es, dass man in diesem Jahre grade Trier, zwar an der Grenze des deutschen Vaterlandes gelegen, aber da gegründet, wo die alten Kelten gesessen, zum Orte des Congresses gewählt habe. Die Gesellschaft sei bestrebt, die Anerkennung ihres Wirkens in immer grössere Kreise zu tragen und der Wissenschaft vom Menschen immer neue Freunde zu gewinnen.

Wenn man in die Geschichte der Vorzeit zurückgreife, so gebe es gewisse Ereignisse von ausserordentlicher Bedeutung, welche den Ausgangspunkt für alles weitere Forschen bildeten, und ein solches sei die erste Benutzung der Metalle durch den Menschen. Wann wurde deren Gebrauch eingeführt, wo sind sie hergekommen? Wir wissen jetzt, dass die Steinzeit nicht aufgehört hat, als die Metallzeit begann. Im Bodensee liegen, wie uns Leiner versichert, Bronzen und Steingeräthe durcheinander und noch heute schärft man mit einem Klopstein die Sichel. Die geologischen Schichten der Erdoberfläche sind regelmässiger gebildet als die des Bodens, den der Mensch durchwühlt hat. Hier muss man sich vor Irthümern hüten. In Hissarlik liegen in Folge des Abräumens von Schuttmassen die Trümmer einer älteren Zeit zur Seite viel späterer Dinge. Nichts ist für unsere Wissenschaft schädlicher als das Bemühen, jedes Objekt mit einem bestimmten Volke in Beziehung zu bringen, so berechtigt auch der Versuch ist. Wir müssen, um unsere Forschung zu unterstützen, auch die alten Gräber aufdecken und zerstören, während wir so grosse Pietät für unsere eigenen hegen. Uns entschuldigt das höhere Bedürfniss, die Entwicklung der Menschheit zu erkennen. Unser ganzes Leben, die ganze Civilisation

ist eine Reihe von Gewaltthätigkeiten. Wenn die Menschen auch darauf aus sind, den Nächsten so wenig wie möglich zu verletzen, so sehen wir, dass sie sich dennoch verletzen, um sich gegenseitig Raum zu schaffen.

Wenn wir die Bronze plötzlich auftreten sehen, so gibt es zwei Ansichten. Sie kann an zwei verschiedenen Orten zugleich erfunden worden sein, denn der Mensch ist überall erfinderisch und denkt überall auf dieselbe Weise, oder ihre Verbreitung ist von einem Volke ausgegangen. Dafür spricht ihre gleiche Mischung vom Kaukasus bis Portugal von etwa 90% Kupfer und 10% Zinn, so finden wir sie in Kleinasien wie in Italien, in Griechenland wie in Deutschland und Frankreich. Es kann aber zuweilen die Einwirkung des Bodens diese Mischung verändern. Es ist nicht wahrscheinlich, dass zu gleicher Zeit von verschiedenen Personen oder an verschiedenen Orten völlig Gleiches erfunden wurde. Im Allgemeinen ist man der Ansicht, dass sie vom Osten gekommen. Haben die Phönizier sie erfunden? Sie hatten vor sich die Insel Cypren, von der das Kupfer den Namen hat, und sie holten das Zinn von den Cassiteriden. Von einer ihrer Stationen am Mittelmeer, etwa von Massilia, konnte die Bronze nach Frankreich, Italien und Deutschland gelangen. Es gibt unzweifelhaft phönizische Bronzen, aber lassen sie sich in diesen Ländern nachweisen? Sicilien bietet kein phönizisches Alterthum dieser Art, wiewohl es phönizische Ansiedlungen hatte. Man kann freilich sagen, dass Handelsvölker nur in geringem Grade Colonisten sind. Was hat sich von den Ansiedlungen der Genuesen am Schwarzen Meer erhalten? Es scheint, dass die Erfindung der Bronze in Centralasien gesucht werden muss. H. von Hochstetter hält die ganze Cultur von Hallstatt und Watsch für arisch. Aber die altindische Bronze, von der man nicht viel gefunden hat, zeigt eine ganz andere Zusammensetzung, nur bis Persien findet sich die klassische Mischung derselben. Was lehrt uns die Form der Bronzegeräte? Auf der Situla der Certosa von Bologna sind die Krieger nach Regimentern geordnet, die verschiedene Helme tragen. Dieselben Helme sind in Watsch gefunden. Hochstetter hält jenes Gefäß nicht für etruskisch, sondern für arisch, und lässt die ganze norditalische Cultur mit der Hallstätter zusammenhängen. Die arische Cultur ist in Europa weiter entwickelt worden.

Virchow fragt, ob Hallstatt diese Gegenstände nicht aus Italien erhalten haben kann. Lindenschmit hält diese Bronzen für etruskischen Ursprungs. Virchow glaubt weder dies, noch dass sie aus Griechenland importirt seien. Aber die lange für etruskisch gehaltenen bemalten Thongefässe sind als griechische Arbeit erkannt, und warum soll die Einfuhr in Italien sich nur auf diese beschränkt haben? Wo wir in irgend einer Kunstarbeit vollendet schöne Formen finden, müssen wir dieselbe für griechische Arbeit halten, denn in der Darstellung des Schönen ist kein anderes Volk ihnen gleichgekommen. Die klassischen Formen Pompejis sind nicht

römische, sondern griechische Kunst. Virchow erinnert daran, dass für die Verbreitung der Bronzen ein Weg nördlich vom Schwarzen Meer und durch das Donauthal nicht nachweisbar sei. Durch die Kaukasuspässe konnte kein Culturvolk seinen Einzug in Europa halten, die Wanderung muss nördlich um den Aralsee und das Kaspische Meer oder südlich durch Kleinasien geschehen sein. Im Kaukasus, wo Virchow das Gräberfeld von Koban untersuchte, welches beim Darjalpasse liegt, wird kein Bronzezeit gefunden. Die Rippeneimer finden sich von Neapel bis Posen und Irland. Virchow will nicht zugeben, dass die 2000jährige Hallstätter Cultur in Noricum bis zu den Zeiten der Römer fortbestanden habe. Er lässt die Cultur über Italien nach Noricum kommen. In Este bei Padua sind kürzlich Funde gemacht, die denen von Hallstatt verwandt sind; auf einer Cyste sind Krieger und friedliche Leute und Thiere dargestellt, darunter auch der Löwe. Wenn Virchow zum Schlusse bemerkt, dass nicht die Archäologie und nicht die Sprachforschung uns endgültigen Aufschluss über den Zusammenhang der alten Völker geben werde, sondern nur die physische Untersuchung, so ist es wohl richtiger, zu sagen, dass alle miteinander sich an der Lösung der schwierigen Aufgabe betheiligen müssen, denn auch die physische Constitution des Menschen ist nicht unveränderlich. Zwei in Form und Ornament übereinstimmende Gefässe beweisen so sicher den gemeinschaftlichen Ursprung wie zwei gleich gebildete Schädel, und die künstlerische Entwicklung eines Volkes wird nie mit seiner Schädelbildung im Widerspruche stehen. Wenn wir aber Waffen und Geräthe oft nicht dem Lande zuschreiben dürfen, wo wir sie finden, wenn sie vielmehr fern davon ihren Ursprung haben, so ist es mit den Schädeln der Völker, die über die Erde gewandert sind, genau ebenso. Die Betrachtung des Menschen darf von der seiner Cultur nie getrennt werden. Wie plötzlich neue Formen der Geräthe auftreten können, so auch neue Rassen. Auch der Fall ist möglich, dass das neue Geräthe der Schädelbildung nicht entspricht, bei der wir es finden, dann ist es nicht im Lande gefertigt, dann ist es fremd und eingeführt.

Hierauf begrüsst der Oberbürgermeister de Nys die Versammlung, er dankt für die Ehre, die der Stadt erwiesen worden sei, versichert, dass dieselbe den regsten Antheil an den Verhandlungen nehmen werde, und hofft, dass dieselben der Wissenschaft eine reiche Ernte bringen mögen.

Sodann heisst der Geschäftsführer Dr. Hettner die Gäste willkommen. Er weist zunächst auf die römischen Ruinen der Stadt, durch die Trier ganz einzig dasteht. Die Sammlung der Alterthümer in dem erst 1877 gegründeten Provinzial-Museum verdankt ihren Ursprung der seit 1802 gegründeten Gesellschaft für nützliche Forschungen, der es nicht an Eifer, wohl aber an Mitteln fehlte. Jetzt ist in grossartiger Weise die Aufgrabung der römischen Thermen von St. Barbara in Angriff genommen,

was durch die Bewilligungen der Commission für die rheinischen Provinzial-Museen, die Provinzial-Verwaltung, die Vermittlung des Kronprinzen und die Munificenz des Kaisers möglich geworden ist. Die prähistorischen Funde wurden bis in die letzte Zeit so gut wie nicht gesammelt, wiewohl die Gegend reich daran ist. Das zeigt schon die Sammlung des Fürstenthums Birkenfeld, die für die Dauer des Congresses im Museum aufgestellt ist. Eine Festschrift des Herrn E. Bracht beschreibt die Höhle Buchenloch bei Gerolstein, in der er die ersten Grabungen machte. Auch entdeckte er den Ringwall auf der Monterley. Es gibt deren 30 bis 40 in diesem Bezirke. Der grossartige Steinring von Otzenhausen, über welchen der Berichtstatter bereits 1878 bei der Anthropologen-Versammlung in Kiel (vgl. Bericht S. 152) eine Mittheilung gemacht hat, wurde in letzter Zeit in Bezug auf seinen innern Bau näher untersucht, worüber das letzte Correspondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift vom 1. August berichtet hat. Drei bis zur Mitte geführte Querschnitte zeigten keine Mauerung und keine Spur von einer Holzeinlage, der grösste legte aber 1,80m unter der Oberfläche des Walles eine Lehmschicht frei, auf der zwei eiserne Spitzen und römische Scherben lagen. Alte Gräber und Funde sind von Hermeskeil, Schwarzbach, St. Wendel, Ottweiler, Wallerfangen, Saarlouis, Besseringen und Weiskirchen bekannt geworden. Die Geräthe, darunter auch etruskische Kannen, sind meist der La Tène-Periode angehörig. Der Treveri gedenkt zuerst Cäsar im gallischen Kriege, 58 v. Chr. Der kräftige Stamm, welcher berühmte Reiter stellte, bewahrte einige Zeit seine Freiheiten, die Stadt kam zuerst als civitas libera in das römische Reich, später ward sie unter Claudius Colonia Augusta Trevirorum. Unter Diocletian residirte hier ein Dux, der militärische Befehlshaber, und ein Praeses. Trier war jetzt eine der vier Hauptstädte des römischen Reiches. Von 285 bis zum Ende des 5. Jahrhunderts, von Maximian bis Valentinian II. residirte hier ein Kaiser oder ein Augustus. In der vorkaiserlichen Zeit wohnte der Statthalter des belgischen Galliens in Reims, der oberste Beamte Triers war der Procurator. Bis zum Ende des 3. Jahrhunderts gibt es keine Militärbauten. Die Truppen des Reiches standen an den Ufern des Rheins. Hettner beschreibt die Mauern der römischen Stadt, die er für eine römische Neugründung hält, indem die keltische Ansiedlung sich nicht wohl in der Ebene befunden habe, und die wichtigsten Denkmale. Die Porta nigra, vor der ein römisches Grabfeld liegt, ist ein befestigtes Stadthor aus dem Ende des 4. oder Anfang des 5. Jahrhunderts. Die Steinmetzzeichen an ihr sind dieselben wie die in den Thermen, deren Ziegelstempel sich auch in der Basilika, dem Dom und dem Kaiserpalast finden, welche Gebäude zwischen 300 und 400 n. Chr. zu setzen sind. Die Ruinen des Kaiserpalastes hat man fälschlich für die von Thermen gehalten, welche jetzt auf dem Gartenfelde bei St. Barbara gefunden sind. Das Amphitheater

ist ein älteres Gebäude, es fehlen in den Mauern die Zwischenlagen von Ziegeln, wie sie von Hadrian an gebräuchlich sind. Die Basilika, die in den Fensternischen noch Spuren römischer Malerei erkennen lässt, war wohl der Justizpalast, dessen eine im Jahre 310 vor Constantin gehaltene Rede des Eumenius gedenkt. Das darin erwähnte Forum und der Circus maximus sind noch nicht aufgefunden. Der Dom ist in seinem mittlern Theile ein römisches Gebäude, vielleicht aus der Zeit Gratians, der von 375 bis 385 regierte. Vier mächtige Syenitsäulen standen darin, ein Bruchstück liegt am Eingang der Kirche. Man glaubt, dass das Gebäude von Anfang an eine christliche Kirche war. Wilmowsky fand eine Münze darin, die nicht vor 367 geschlagen sein kann. Anscheinend aus gleicher Zeit wie der Dom stammen die Bäder von St. Barbara, deren weit ausgedehnte Reste jetzt ganz freigelegt werden. In einem Bilde Triers von Merian ragen noch hohe Mauern der Ruine empor. Die Nordfacade des ganz symmetrischen Gebäudes, vor der ein Hof mit Porticusanlagen sich befand, war 125 m lang, nur die Hälfte ist freigelegt. Genau in der Mitte liegt ein Abflusskanal. Nach Osten folgen Zimmer und Nischen, in denen Statuen aufgestellt waren. Man steigt auf Treppen zu einem Hauptsaal von 53 m Länge und 20 m Breite, es ist das Frigidarium, von Badezellen umgeben. Weiter östlich liegt das warme Schwimmbassin, das Caldarium. Ein Hypocaustum, ein Gang für die Dienerschaft, breite Regenrinnen sind blossgelegt. Dass die Wände mit kostbarem Marmor belegt waren, beweisen die zahlreichen Bruchstücke. Das Gräberfeld in Maar und St. Paulin hat seit Gründung der Colonie bestanden. Nur ein Sechstel der römischen Gräber zeigt Bestattung in Stein- oder Holzsärgen. Zuweilen stehen die Urnen in mächtigen Dolien. Das Gräberfeld im Vorort St. Matthias stimmt mit diesem überein, ist aber kleiner. Ein drittes lag jenseits der Mosel bei Pallien, hier sind werthvolle althristliche Gläser gefunden. Die Kirchen St. Matthias und St. Paulin scheinen um das Jahr 250 schon bestanden zu haben. Für die Verbreitung des Christenthums nach Constantin spricht der Umstand, dass die Joviani und die Protectores domesticci der Kaiser auf den christlichen Grabinschriften mehrfach vorkommen. Im Jahre 464 hatte die römische Herrschaft ein Ende, indem ripuarische Franken die Stadt besetzten. Die fränkische Grabstätte ist noch unbekannt.

Jetzt wurde eine Pause gemacht. In der Nachmittags-Sitzung erstattete zuerst der Generalsecretär Ranke den Jahresbericht über die Fortschritte der anthropologischen Forschung, wobei er sich nicht auf die Arbeiten der Gesellschaft beschränkte und die in Frankfurt erreichte Verständigung über ein gemeinsames Verfahren der Schädelmessung besonders hervorhob. Zunächst nannte er R. Virchow's neuestes Werk: Das Gräberfeld von Koban im Kaukasus mit 11 Tafeln. Es schliesst die Epoche ab, in der man sich nicht nur die Europa bevölkernden Stämme, sondern auch

ihre Cultur als vom Kaukasus ausgehend dachte. Die prähistorische Cultur dieses Landes weist, freilich mit zum Theil selbstständiger Entwicklung, auf die altbekannten Sitze der Cultur, zumal Griechenland und die östlichen asiatischen Gebiete. Die Gräber von Koban beweisen eine hochentwickelte Kunstbildung, die mit dem ersten Auftreten des Eisens in Griechenland und Italien gleichaltrig zu sein scheint. Es ist wichtig, dass sich hier die Reste einer vorausgegangenen Bronzezeit nicht erkennen lassen. Es geht aus den Funden mit Bestimmtheit hervor, dass der Kaukasus nicht die Culturquelle und Völkerwiege Europas ist. Es haben schon Andere vor Virchow hervorgehoben, dass ein Gebirgsland wie der Kaukasus nicht die Völkerströme aus sich habe hervorgehen lassen können, welche in Europa eingewandert sind, und dass die Bezeichnung der Europäer als kaukasische Rasse nicht so verstanden werden könne. Die Schrift von Gross: *Les Protohelvètes* mit 33 Tafeln, Berlin 1883, stellt die im Bieler und Neuchateler See seit zwölf Jahren gemachten Pfahlbaufunde zusammen und führt zu sehr wichtigen Ergebnissen. Der Verfasser spricht sich für die Einfuhr der viel besprochenen Nephritbeile aus. Er glaubt, dass der Bronzezeit die Bearbeitung des Kupfers vorausgegangen, weil Dolche und Beile aus diesem Metall die Form der Steingeräthe nachahmen. Die Pfahlbauten sind nahe erschöpft, aber die Cultur jener Zeit liegt uns vollständig vor Augen. Dass auch die schönern Bronzezeräthe an Ort und Stelle gefertigt sind, beweisen die Gussformen. Die Pfahlbauten waren nicht nur Magazine, sondern die Menschen wohnten darauf mit ihren Hausthieren, begruben aber ihre Todten am Lande (vgl. über diese Schrift Jahrb. LXXVI S. 201). Wenn Virchow in dem Vorworte zu diesem Werke sagt, das Interesse an dem vorgeschichtlichen Europa sei gewachsen, seitdem man sich überzeugt habe, dass die erste Vorstellung, welche man hatte, als müssten den Anfängen der Cultur Menschen niederster physischer Bildung entsprechen, eine irrige war, die prächtigen Schädel von Auvernier könnten mit Ehren unter den Schädeln der Culturvölker gezeigt werden, so möchte der Berichterstatter doch dazu bemerken, dass man die hochentwickelte Cultur der Pfahlbautenzeit, für die Gross ja gerade die Beweise beibringt, doch nicht als Anfänge der Cultur bezeichnen kann, und dass es ganz in der Ordnung ist, wenn wir bei den Pfahlbaubewohnern, die so geübte Metallarbeiter waren, intelligente Schädel finden. Durch diese Funde ist doch nicht im mindesten der Satz widerlegt, dass den rohen Anfängen der Cultur Menschen niederer physischer Bildung entsprechen müssen. Dieser Satz ist so wahr wie der, dass die noch tiefer organisirten Thiere im Besitze gar keiner Cultur sind. Ranke gedenkt dann der Schrift von E. Wagner: *Die grossherzoglich badische Alterthümersammlung in Karlsruhe*. Neue Folge H. 1. 1883. Unter den reichen Schätzen dieser vortrefflich aufgestellten Sammlung befindet sich eine Anzahl altitalischer und

etruskischer Bronzen, welche zum Vergleiche mit den in Deutschland gefundenen von Wichtigkeit sind. In A. Milchhöfers Anfängen der Kunst in Griechenland, Leipzig 1883, werden die Ergebnisse der Forschungen Schlie-
manns mit den Anschauungen der klassischen Archäologie zu vereinigen gesucht. Er ist mit Conze bestrebt, die Anfänge bildnerischer Thätigkeit nicht minder im ethnologischen Zusammenhange zu erforschen, wie man das für die Wurzeln der Sprache gethan hat. Conze hat das sogenannte geometrische Decorationssystem als Eigenthum der indogermanischen Familie und auf griechischem Boden etwa als pelasgisch zu erweisen gesucht. Milchhöfer sagt, so wenig eine Sprache durch Aufnahme von Fremdwörtern ihren nationalen Charakter einbüsse, so sehr müsse man daran festhalten, dass bereits in den ältesten Erzeugnissen bildnerischer Thätigkeit in Griechenland ein selbstständiges, dem Volke eigenthümliches Element den Grundton bilde. Dieser ist arisches Eigenthum. Die Berührungspunkte mit benachbarten Culturvölkern regeln sich nach Maassgabe der Stammverwandtschaft. Erst an zweiter Stelle kommen die Einflüsse des nicht arischen Orients in Betracht. Die hellenische Kunst ist überwiegend an die Ueberlieferung gebunden und hat ihr Gegenbild in der volksthümlichen Mythologie. Von uralten Beziehungen der Völker handelt ein fast zweitausendjähriges Werk, welches kürzlich mit deutscher Uebersetzung erschienen ist, der Periplus des Erythraeischen Meeres von einem Unbekannten, von B. Fabricius, Leipzig 1883. Derselbe schildert die Küstenfahrt eines Kaufmanns an der Westseite des Rothen Meeres, dann weiter an der Ostküste Afrikas bis etwa zum 10⁰ südl. Br. Dann geht die Reise östlich an der Küste hin, um Vorderindien herum, an Ceylon vorüber bis an die Mündung des Ganges. Werthvoll sind die Angaben über den lebhaften Handelsverkehr von Aegypten, Griechenland und Italien mit jenen fernen Gegenden im letzten Drittel des ersten Jahrhunderts nach Chr. Während schwarze Völker an der ostafrikanischen Küste nicht erwähnt werden, werden Schwarze in Vorderindien beschrieben. An der Südostküste Indiens werden wilde Völker mit eingedrückten Nasen, ferner Langgesichter, Makroprosopen und Breitgesichter, Platyprosopen, angeführt. Die erstern sind Menschenfresser. Aus der archäologischen Literatur führt Ranke folgende Schriften an: O. Tischler, Die neuesten Entdeckungen aus der Steinzeit im ostbaltischen Gebiet, Königsb. Phys.-ök. G. XXIV. S. 89. Die Untersuchung von Höhlen nördlich von Krakau durch Zawisza, Römer und Ossowski hat einen überraschenden Reichthum von Knochenartefakten in zum Theil neuen Formen geliefert; sie entsprechen wie die Funde in Oberfranken der neolithischen Zeit und beziehen sich auf Jagd und Viehzucht, Ackerbau, Weberei und Töpferei. Häufig sind die plastischen Darstellungen von Menschen und Thierfiguren, die auch in Ostpreussen in dieser Zeit vorkommen und von Klebs, der Bernsteinschmuck der Steinzeit, 1882, dargestellt

worden sind. Ist doch aus dieser Periode in dem Pfahlbau von Firlfelz durch Gross ein Joch von Holz zum Einspannen von zwei Ochs'en gefunden worden, wie die siebförmig durchbohrten Thongeschirre, die noch im Schwarzwald und im Elsass in Gebrauch sind, auf die Käsebereitung deuten. Die Herkunft des Nephrits beschäftigt noch immer die Forscher. Gegen Fischers Annahme, dass aller Nephrit der Vorzeit aus Turkestan stamme, lassen sich zwar, wie Meyer gethan, gewichtige Zweifel aufstellen, doch ist ein anderer Fundort bisher in Europa nicht nachgewiesen. Arzruni hat die merkwürdige Umwandlung der Nephrite untersucht, die aus einem Härtezustande, in welchem sie Glas ritzen und schneiden, in eine braun verfarbte thonartige Masse übergeführt werden, welche zwar mikroskopisch noch die faserige Struktur des Nephrits erkennen lässt, aber so weich ist, dass sie mit dem Fingernagel geritzt werden kann. Diese Veränderung scheint durch die Oxydation des Magnet-Eisens bewirkt zu werden. Der gedruckte Bericht Ranke's hat noch weitere Ergänzungen gebracht. Hier seien erwähnt Nehrings Forschungen über die Vorgeschichte des Pferdes in Europa. Hahn leitet das gezähmte Pferd aus Asien ab. Es ist in der ganzen Diluvialzeit Europas häufig und war Jagdthier. Später degenerirte es auf den eingeengten Steppen, erhielt sich aber auf den asiatischen Steppen. Virchow beschrieb Todtenurnen mit Thierzeichnungen aus Posen und Westpreussen. Bartels setzt die Gemme von Alsen und ihre Verwandten, deren bis jetzt 15 bekannt sind, in das 4. bis 5. Jahrh. u. Z. Sie zeigen menschliche Figuren nur durch Striche dargestellt und auf blauen Glasfluss geritzt. Es sind rohe Nachahmungen klassischer Vorbilder, die wohl skandinavischen Ursprung haben. Reyer schilderte die Geschichte des Messing. Schon Aristoteles wusste, dass die Messinöken dem Kupfer durch Galmei eine schöne Goldfarbe gaben. Paracelsus führt zuerst das metallische Zink an, ohne dessen Beziehung zum Messing zu kennen. Olzhausen hat prähistorische Zinn- und Bleifunde zusammengestellt. Ranke führt die Forschungen über Ringwälle von Christ, v. Cohausen, Treichel und Handelsmann, sowie die über Urnen des Lausitzer Typus von Behla u. A. an. Virchow glaubt, dass Leichenbrand bei den Slaven bis ins 2. Jahrh. u. Z. fortgedauert habe. Zahlreich sind die anthropologischen Studien, die sich auf Volksgebräuche und Volksaberglauben beziehen, sowie die Beiträge zur Ethnologie. Ranke meint, dass die neuere Untersuchung fremder Menschenrassen immer wieder zeige, dass die alten uns noch geläufigen Vorstellungen von der thierähnlichen Bildung fremder Nationen sich nicht aufrecht erhalten lasse.

Aus dem Kassenberichte Weismann's sei angeführt, dass die Mitgliederzahl jetzt 2300 überschreitet. Die Einnahmen betragen 15,600 M., das Capitalvermögen 2912 M. Virchow theilt hierauf mit, dass die Erhebungen über Haarfarbe und Augen der Schulkinder beendet seien und

der Bericht nebst Karten den Mitgliedern in der nächsten Zeit zugehen werde.

Schaaffhausen berichtet über die Herstellung des anthropologischen Katalogs für Deutschland. Er gedenkt sodann einiger für die Craniologie wichtiger neuer Beobachtungen. Für den Vergleich von Messungen am Lebenden und am Schädel ist Welckers Nachweis zu berücksichtigen, dass das Ohrloch am Schädel um 5 mm höher und rückwärts von der Ohröffnung am Kopfe liegt. Auch das menschliche Gebiss verdiene eine grössere Beachtung, als ihm von den meisten Forschern zu Theil wird. Es hat sich seit der quaternären Zeit mehr geändert als das thierische, wie ein Vergleich des fossilen Wolfes mit dem modernen Pinscher lehrt. Die Anthropoiden unterscheiden sich zunächst durch die Grösse der Zähne vom Menschen, aber auch durch zahlreichere Höcker und Wurzeln der Prämolaren und letzten Mahlzähne. Diese sind durch die Cultur verkleinert. Es scheint, dass wir die Weisheitszähne mit der Zeit ganz verlieren werden. Es ist also nicht so, wie Baume angibt, dass die Grösse der Zähne sich vielfach dem verkleinerten Kiefer nicht angepasst habe und ihre abnorme Grösse an ihrer mangelhaften Struktur die Schuld trage. Ein solches Missverhältniss kann in einzelnen Fällen, zumal in der Kindheit, eine Schiefstellung der Zähne veranlassen, die Verderbniss der Zähne des Culturmenschen hat andere Ursachen. Das Gebiss zeigt nicht selten primitive Merkmale; solche sind die von den Mahlzähnen nach den Schneidezähnen aufsteigende Zahnlinie, die über die andern Zähne vorragenden Eckzähne, die Lücke zwischen dem äussern Schneidezahn und Eckzahn des Oberkiefers, die doppelte oder dreifache Wurzel der obern Prämolaren, die Grösse der letzten Mahlzähne, der fast elliptische Zahnbogen, die Krümmung der Schneidezähne, die grössere Breite der Schneide- und Eckzähne unter der Krone von vorn nach hinten, welche, verbunden mit einem hohen Grade der Abnutzung Blumenbach zu dem Irrthum verleitete, bei ägyptischen Mumien liege in dieser Form der Zähne ein fremdes Rassenmerkmal vor. Eine auffallende Erscheinung ist es, dass gewisse Unregelmässigkeiten der Zahnbildung zuweilen in mehreren Generationen erblich sind. Er hat die Grösse der mittlern obern Schneidezähne beim Weibe als eine Geschlechtseigenthümlichkeit bezeichnet. Sie findet sich auch bei den Anthropoiden und erklärt sich aus der Entwicklung des menschlichen Gebisses aus der ihm zunächst liegenden thierischen Form. Hier ist für die Vorderzähne des Oberkiefers mehr Raum als für die des Unterkiefers, weil die obern Eckzähne an den untern nach aussen vorbeigehen, wodurch auch alle obern Mahlzähne nach hinten über die untern übergreifen. Nur die Weisheitszähne stehen mit dem hintern Rande grade übereinander, weil der obere kleiner ist.

Hierauf legt Major v. Tröltzsch einen neuen Theil der prähistorischen

Karte Deutschlands vor, und zwar eine grosse und zehn kleinere Karten des Rheingebiets, die sich an die von Südwestdeutschland und der Schweiz anschliessen. Die Perioden sind durch drei Hauptfarben veranschaulicht. Die dunkelrothe bezeichnet die ältere, die hellrothe die neuere Steinzeit, die gelbe die vorrömische Metallzeit, die blaue die nachrömische Zeit. Es sind etwa 5000 Fundorte verzeichnet. Im Osten sieht man das Eingreifen des Donaugebietes in das des Rheines, im Westen die Verbindung, welche das Oberrheinthal von Basel an mit dem Rhonethal hat. Er erklärt dann ausführlich dieses an alter Cultur so reiche Gebiet. Man erkennt zwei grosse Strassen des Verkehrs, eine von Süden nach Norden, die andere der Donau hinauf folgend. H. v. Tröltsch hat auch auf besondern Karten die geographische Vertheilung der Haupttypen vorrömischer Metallprodukte dargestellt, z. B. die der Radnadeln, der Hallstätter, der La Tène, der etruskischen Formen, der Spiralarmsringe, der Thierkopffibeln, der farbigen bemalten Thongefässe, der Gussstätten. Die Hallstätter Funde liegen mehr östlich, die von La Tène mehr westlich vom Rhein. Die etruskischen Bronzen haben ihr grösstes Fundgebiet zwischen Saar und Rhein, das auch reich an schönem Goldschmuck ist. Virchow hofft, dass auch der Osten recht bald in die Karte einbezogen werden möge, und macht auf die kürzlich vollendete prähistorische Karte Bertrands aufmerksam. Nach Schluss der Sitzung um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr fand unter Führung der Herrn Hettner und Heldberg die Besichtigung der Porta nigra, des Domes, der Liebfrauenkirche, der Basilika und der Stadtbibliothek statt.

Freitag den 10. fanden sich schon um 8 Uhr die Anthropologen im Provinzial-Museum ein, wo Hettner die Schätze der Sammlung erklärte, für die er einen trefflichen Führer verfasst hat. Bei Beginn der Sitzung legte Virchow die eingegangenen Schriften vor und brachte die Wahl des Ortes für die nächste Versammlung auf die Tagesordnung. Grempler ladet nach Breslau ein und bemerkt, dass der Osten des Reiches von der Gesellschaft noch nicht besucht worden sei. Breslau wird einstimmig gewählt. Schaaffhausen spricht hierauf über die vorgeschichtliche Ansiedlung in Andernach. Wenn schon die Funde ältester Vorzeit von besonderm Interesse sind, weil sie uns mit den Anfängen menschlicher Cultur bekannt machen, so wird dies Interesse noch erhöht, wenn ein solcher Fund zugleich Zeugnis von einem grossartigen Naturereignisse gibt, welches der Mensch mit erlebt hat. Dass er schon die Gletscher der Eiszeit und die Diluvialfluthen gesehen, wissen wir jetzt; dass er auch die heute erloschenen Vulcane in vielen Ländern noch in Thätigkeit sah, ist eine erst in letzter Zeit gemachte Entdeckung. Es gilt von den Vulcanen der Auvergne, von denen des Albanergebirges und von denen der Rocky-Mountains in Californien. Dass der Mensch auch die rheinischen Vulcane noch hat Feuer speien sehen, wurde zuweilen behauptet und dabei einer bezüglichen Stelle des

Tacitus gedacht, Annal. XIII, 57, aber meist bestritten. Die von dem Redner für die erste Ansicht seit einer Reihe von Jahren bekannt gemachten Beobachtungen wurden mit Misstrauen aufgenommen; bei den meisten dieser Funde war kein wissenschaftlicher Zeuge anwesend, er nahm sie aber mit gutem Glauben an, weil der Bericht darüber von rechtschaffenen Leuten gemacht war und für ihn ein Grund nicht vorlag, eine solche Thatsache von vornherein für unmöglich zu erklären. Man musste sie vielmehr, wenn man alle hier einschlagenden Verhältnisse kannte, erwarten. Im Februar des Jahres 1883 waren auf einem Bimssteinfeld dicht bei Andernach zer Schlagene Thierknochen und Feuersteine zwischen den Spalten der Lava unter dem Bimsstein von den Arbeitern aufgefunden worden, was H. Koenen dem Berichterstatter anzeigte. Es konnte nach einigen Tagen vorsichtiger Untersuchung, wobei sich diese Funde in Menge wiederholten, die Thatsache festgestellt werden, dass der Mensch hier gewohnt und Speiseabfälle und Steingeräthe hinterlassen hat, ehe der Bimssteinauswurf stattfand, den man für das letzte vulcanische Ereigniss in dieser Gegend halten muss. Es handelt sich hier um einen Fund auf einem Lavastrome und nicht etwa unter ihm. Man hat bisher gewöhnlich den Bimsstein, welcher das ganze Neuwieder Becken bedeckt, in der Thalebene für eine Ablagerung unter Wasser angesehen. Man dachte sich, dass der Rhein durch eine Hemmung seines Abflusses unterhalb Neuwied zu einem See aufgestaut gewesen sei und dass der auf das Wasser gefallene Bimsstein sich allmählich gesenkt und auf dem Boden niedergesetzt habe. Aber die stundenweit verbreitete Ablagerung folgt mit ihren Schichten allen Wellenbewegungen des Bodens, während sie als Absatz im Wasser horizontal geschichtet sein müsste. In einer Schicht kommen dickere Bimssteinkörner und schwärzliche Schieferstücke gemengt vor, unter Wasser würden die letztern, weil sie viel schwerer sind, sich unter die Bimssteine gesenkt haben; sie liegen aber beide so durcheinander, wie sie aus der Luft niedergefallen sind. An den tiefsten Stellen der Thalebene musste der Bimsstein zusammengeschwemmt sein auf dem Boden des vermeintlichen Sees, er fehlt aber hier durchaus, weil der Rhein durch diese Strecken floss und den schwimmenden Bimsstein hinabführte, während er auf dem Ufergelände wie auf den Bergen liegen blieb, von wo er nur auf steilen Flächen hinabrollte oder vom Regen hinabgeschwemmt wurde. Er findet sich auch auf dem Landrücken der Rheinebene, auf dem die Heerstrasse liegt. Dieser war eine Insel in dem alten Rhein. Auch die Auswurfstoffe, welche Pompeji verschütteten, innerhalb dreier Tage, sind geschichtet und liegen 7—8 m hoch. Diese sind doch nachweislich aus der Luft niedergefallen! Der Thon, in dem die vorgeschichtlichen Funde liegen, ist nicht etwa Löss, sondern das Verwitterungsproduct der Lava. Das zeigt sowohl der Augenschein als die chemische Analyse dieses Thons, die Herr Wachendorff gemacht hat. Derselbe hat die Zusammensetzung der Lava,

nur die löslichen Bestandtheile derselben sind vermindert. Als in deren Risse und Spalten die Speisereste des Menschen hinabfielen, müssen dieselben noch offen gewesen sein. Als der Bimsstein niederfiel, war die Lava aber schon theilweise verwittert, denn kein Bimsstein fiel in die Spalten. Der Redner erklärt hierauf die einzelnen Fundstücke. Die Steingeräthe sind nach Bestimmung des Herrn Prof. v. Lasaulx meist Quarzite, Schieferplatten dienten als Tische, Wacken als Hämmer. Die Oberfläche der gespaltenen Knochen ist von Rinnen durchzogen, die von Pflanzenwurzeln eingegraben scheinen; es gibt Reibsteine und rothe Farbstücke aus Eisenoxyd. Einige Knochenwerkzeuge sind geschnitzt oder geschliffen, ein Messergriff aus einem Geweihstück stellt einen Vogel dar, eine feine Nähnadel beweist, dass man bekleidet war, ein Pfriem steckt in einem Vogelknochen, der als Köcher diente. Die Angelhaken gleichen genau denen von La Madeleine in der Dordogne, mit welcher Station diese Ansiedlung überhaupt die grösste Aehnlichkeit hat und deshalb in die gleiche Zeit zu setzen ist. Auch dort fehlen wie hier die Topfscherben. An den Knochen fehlt jede Spur des Feuers, doch sind kleine Stückchen Holzkohle gefunden. Die meisten Knochen gehören dem Pferde an, dessen Gebiss grössere und mehr gewundene Emailscheiben hat als das lebende. Es sind ferner Reste vom Rind, vom Edelhirsch und Rennthier, vom Luchs, vom Fuchs, vom Marder, vom Birk- und Schneehuhn u. a. vorhanden. Die Fauna ist postglacial. Wo sind die Reste des Menschen? darf man fragen. Werden nicht viele bei diesem Naturereigniss zu Grunde gegangen sein? Alte Grabfunde haben gelehrt, wie der Berichterstatter bereits 1855 mitgetheilt hat, dass in keiner Erdart menschliche Gebeine so schnell und so vollständig verwittern als im Bimsstein, der Luft und Wasser durchlässt. Eine halbe Stunde von der Fundstelle, bei Weissenthurm, fand man acht Fuss tief im Bimsstein einen aufrechtstehenden Topf von rohester Arbeit. Vielleicht war hier ein Mensch auf der Flucht zu Grunde gegangen, von dem keine andere Spur übrig geblieben ist. Aber in Andernach fehlen die Topfscherben. Dieser Umstand beweist wohl, dass die Andernacher Ansiedlung viel älter ist als der Bimssteinauswurf. Sowohl die Form der Steingeräthe als die bearbeiteten und geschnitzten Knochen, das Fehlen der Töpferei und die Reste des Rennthiers stellen dieselbe an die Seite der berühmten Station von La Madeleine in der Dordogne. Die grosse Verbreitung des Pferdes entspricht aber der von Solutr . Wenn man die Industrie beschuldigt, dass sie oft Schönheiten der Landschaft zerstört, so bietet sie Ersatz dafür, wenn sie beim Durchwühlen der Erde die begrabenen Sch tze der Vorzeit ans Licht bringt!

Es folgt der Vortrag über militärische Baureste längs des römisch-germanischen Grenzwalles von Oberst v. Cohausen. Der Pfahlbau, welcher quer durch Deutschland zieht und Römer und Germanen trennte, geht

von Passau aus und folgt eine Strecke lang der Donau, wendet sich dann nach Norden, setzt oberhalb Hanau über den Main, geht bis in die Gegend von Giessen und dann westlich an den Rhein, wo er zwischen Rheinbrohl und Hönningen endet. Gerade gegenüber mündet der Vinxtbach, die Grenze zwischen Ober- und Unter-Germanien, die alte Diöcesangrenze zwischen Trier und Köln. Eine strategische Bedeutung hat er nicht, aber er hat Stämme von einander geschieden. Er geht um die fruchtbare Wetterau herum, welche mehrere Salzquellen enthält. Ganz anders ist der Pfahlrain der Donauprovinz beschaffen, hier fehlt der Graben. In den dreissiger Jahren ist man bei Straussenacker im Walle auf eine Trockenmauer gestossen, Spuren einer Verpallisadirung sind nicht vorhanden, aber Thürme. Die römischen Castelle legen sich nirgends an, sondern liegen frei. Man zählt deren 18 bis zum Rhein, sie finden sich immer an den Hauptstrassen. Ohlenschlager hält auch den Wall in Baiern nicht für eine militärische Anlage, doch ist eine Reihe von Grenzkastellen festgestellt. Kofler beschreibt seinen Verlauf im Odenwald. Waldeyer hebt die Wichtigkeit des Haares für die anthropologische Untersuchung hervor und macht Vorschläge für die Untersuchung desselben. Der Redner will selbst die Untersuchung ihm zugesandter Haarproben übernehmen und wünscht eine Instruction für die Reisenden. Hierauf spricht Ranke über anthropometrische Methodik. Er freut sich des fort dauernden Beifalls, den die Frankfurter Verständigung über ein gemeinsames Messverfahren am Schädel findet. Er wünscht auch für die Winkelmessung eine übereinstimmende und sichere Methode und erklärt ein von ihm construirtes und leicht zu handhabendes Instrument für diesen Zweck. Er zeigt ferner ein aus Messing gegossenes Schädelmodell, welches angefertigt ist, um die Genauigkeit der Volumbestimmung verschiedener Forscher zu prüfen, und stellt dann zwei Haupt-Schädelformen für Baiern auf: schmalgesichtige Kurzköpfe und breitgesichtige Langköpfe.

Wenn er behauptet, dass ein moderner Schädel und einer aus der Zeit der Völkerwanderung, die er vorzeigt, ganz gleich gebildet seien, so sei bemerkt, dass der Schädel von Ebrach nicht als modern bezeichnet werden kann und der andere kaum eine *Crista naso-facialis* hat. Wenn man freilich alle rohen Merkmale am Schädel, die durch Cultur verschwinden, unbeachtet lässt und glaubt, dass in den Indices das Wesen der Schädelbildung enthalten sei, dann kommt man zu so falschen Ergebnissen. Virchow erinnert an die Dolichocephalen in Steingräbern Norddeutschlands. Die Einwanderung der Arier könne man nicht erst ins 4. Jahrh. v. Chr. setzen. Es scheinen an der Donau sich zwei arische Völkerstämme begegnet zu sein, ein nördlicher dolichocephaler und ein südlicher brachycephaler. Beide Völkergruppen finden sich auch am Hindukusch und Pamir.

Um 2 Uhr wird die Sitzung geschlossen. Um 4 Uhr sammelte sich die Gesellschaft am Kaiserpalast, dessen Ruinen Herr Seyffardt erklärte; dann ging es zum Amphitheater und zu den Ausgrabungen von St. Barbara, deren eingehende Beschreibung und Deutung Hettner übernahm. Das gegen Abend von der Stadt gegebene Fest auf Schneidershof mit der berühmten Trierer Bowle hatte einen glänzenden Verlauf und die Beleuchtung der Porta nigra schloss in brillanter Weise den Tag.

Die letzte Sitzung am Samstag begann um 9¹/₂ Uhr mit der Aufstellung des Etats für das kommende Jahr durch den Schatzmeister Herrn Weismann. Es wird mit dem Kassenbestand eine verfügbare Summe von 7347 M. vorhanden sein. Der Etat wird genehmigt. Es folgt die Vorstandswahl. Virchow wird zum ersten, Schaaffhausen zum zweiten, Göppert zum dritten Vorsitzenden gewählt. Das Wort erhält zuerst Rüdinger. Er beantragt die Einsetzung einer Commission zur Feststellung einer einheitlichen Benennung für die Gehirnwindungen und empfiehlt eine Reihe von Anatomen für dieselbe. Nun schildert Mehlis neue Funde im Eisenberg und auf der Limburg. Jetzt habe man zwei Meter tief unter den Schlacken drei Windöfen gefunden und in dem einen noch Kohlen und Reste von Roteisenstein, der ein sehr armes Erz ist. Eine schräg einlaufende Thonröhre vermittelte den Luftzug. Eine vorrömische Eisenindustrie in der Pfalz ist unbezweifelt, wie sie auch in der Eifel, an der Blies, in Dudweiler bekannt ist. Die Eisenbarren des Mittelrheins sind meist von gleicher Form und fünf bis sechs Kilogramm schwer. Es sind deren bis jetzt 38 bekannt, die wohl die *taleae ferreae* darstellen, deren sich nach Caesar, *De bello gall.* V. 12 die Britten als Geld bedienten. In Eisenberg wurden unter den Schlacken auch vorgeschichtliche Thongefässe mit Nageleindrücken und an der Limburg eine grosse Zahl von Bronzen nebst Gussformen gefunden, die vorrömisch sind. Tischler spricht über die Höhlenfunde bei Krakau und legt photographische Aufnahmen derselben vor, die er Herrn Ossowski verdankt. Es sind etwa 6000 Knochengeräthe der neolithischen Periode gefunden, darunter Thier- und Menschenbilder, den ostpreussischen Bernsteinfiguren ähnlich, sowie den Schnitzereien vom Ladoga-See. Naue schildert Grabhügel am Ammersee mit Steinsetzung, in denen er Eberskelette fand. Es kommt sowohl Bestattung wie Leichenbrand vor. Es liegen Bronzen und Eisengeräthe zusammen und römische Scherben. Kollmann wiederholt seine schon früher geäußerte Ansicht, dass die körperliche Entwicklung des Menschen in der quaternären Zeit schon gänzlich vollendet war. Thierähnliche Bildungen kommen in allen Organen vor und die pithekoiden Merkmale mitten unter den Europäern, kein Land habe dem andern darin etwas vorzuwerfen. Die pithekoiden Merkmale sind gegenstandslos für die Intelligenz. Die platte Nase hat auf die Geistesentwicklung keinen Einfluss. Solche Merkmale sind nur die Spur

einer frühern Entwicklungsstufe. Die Herkunft der Rassen ist nur durch anatomische Untersuchung festzustellen, die Ethnologie hat eine andere Aufgabe. Er unterscheidet zwei Varietäten, die Lang- und Breitgesichter. Erst bilden sich collective Typen, die durch Divergenz die Varietäten hervorbringen, deren man in Europa sechs zählen könne. Wenn ein Organ sich ändere, so trete eine Correlation ein, so finde man runde Orbitä bei hohem Nasenrücken. Die Mischform entstehe, wenn ein Merkmal aus einer andern Gruppe aufgenommen werde. Virchow wendet sich gegen einige dieser Ausführungen. Aus den Varietäten unseres Geschlechtes sei nur eine Species geworden, die Correlation hätte mehrere hervorbringen müssen. Er macht auf den grossen Gegensatz der Geschlechter bei den Mikronesiern aufmerksam. Er glaubt, dass auch jetzt noch durch besondere Einflüsse neue Formen entstehen können, die sich durch Erbschaft erhalten. Ranke sagt, dass er in der Aufstellung der süddeutschen Schädeltypen Kollmann nahe stehe. Der Berichterstatter bemerkt, dass Kollmann's Annahme von der Unveränderlichkeit des menschlichen Typus seit der Eiszeit den That-sachen der Beobachtung widerspreche. Noch ist kein civilisirter Mensch gefunden worden mit der Schädelbildung des Neanderthalers, mit einem Kiefer wie die von la Naulette und Schipka, mit platyknemischer Tibia oder durchbohrtem Humerus! Wenn man sieht, dass alle niedern Rassen eine geringe Intelligenz und Plattnasen haben, so stehen diese Dinge in einem Zusammenhange oder einer Correlation, und es spricht nicht dagegen, sondern muss eine besondere Ursache haben, wenn auch einmal ein kluger Mensch eine Plattnase hat. Man muss die Ausnahme nicht zur Regel machen. Was die langen und kurzen Gesichter angeht, so stehen sie in Beziehung zur Körpergrösse, und auf diese kann man keine Rasseneintheilung gründen, wiewohl sie ein Merkmal einzelner Rassen sein kann. Voss legt hierauf eine von Telge gefertigte Nachbildung des berühmten Goldschmucks von der Insel Hiddensee vor, der vor einigen Jahren durch einen Nord-weststurm blossgelegt wurde, ferner den eines Goldschmucks von Vetersfelde bei Guben an der Oder, der einen Goldwerth von 4000 M. hat. Man kann sie, wie auch Virchow annimmt, als kimmerische Funde, die vom Schwarzen Meer her kamen, bezeichnen, sie dürfen auf griechische Cultur bezogen werden. In der Nähe dieses Fundes lag ein Scarabaeus aus Carneol, wie in griechischen Gräbern. Auf Usedom bei Swinemünde wurde die nachgebildete silberne Fibula gefunden. Gross hat eine reiche Sammlung von etwa 100 Nephriten aus dem Bieler See zur Ansicht ausgelegt, wie man sie wohl nie zusammen gesehen hat. Es sind nicht nur Beile, auch Messer, Meissel, Anhängsel und Perlen. Er zeigt einen halben Schädel aus der Steinstation von Oefeli, der durch einen Sagittalschnitt hergestellt ist. Er deutet ihn als Trinkschale. Derselbe ist hoch und schmal und etwas kahn-förmig, hat glatte Glabella, kleine Nasenbeine, rundliche Orbitä, hohe

Schläferschuppe, einfache Mastoidea, starken Zitzenfortsatz, ist dünn von Knochen und vielleicht weiblich. Albrecht spricht über den Unterkiefer von La Naulette, an dem er fand, dass das Loch in der fossula in Verbindung steht mit dem foramen mentale anticum. Das Kinn fehlt ihm, weil der obere alveolare Theil verdickt ist wie bei den Affen, es entsteht erst, wenn dieser sich verschmälert. Sodann zeigt er an Präparaten eines Pferdes und eines Kindes, dass die Hasenscharte nicht auf einem Offenbleiben der sutura incisiva beruht, sondern dass es auf jeder Seite zwei Zwischenkieferknochen gibt und die Hasenscharte zwischen denselben sich bildet.

Hans Virchow macht Mittheilung über Schädelkunde und die angebliche Auffindung des Grabes Walters von der Vogelweide an der Nordseite der Münsterkirche von Würzburg, legt dann Photographieen eines Fusskünstlers aus München vor, der eine auffallende Abstellbarkeit der grossen Zehe besitzt, und schildert den visionären Gesichtsausdruck eines Mädchens im Hypnotismus. Zuletzt spricht Köhl über einen Schlackenwall bei Meisenheim und verspricht nähere Untersuchung. Die vorgelegten Schlacken sind geschmolzene Melaphyrstücke mit Abdrücken von Kohlen, die genau denen von Kirn-Sulzbach gleichen. Herr v. Cohausen hält seine Ansicht fest, dass die verschlackten Mauern mit Holz geschichtet waren, wie es Caesar von den gallischen sagt, wie es die Trajans-Säule zeigt und wie er aus den Schlitzten der Kernmauer schliesst, die er im Innern des Ringwalles auf dem Altkönig fand. Wenn dies Holz durch zufälliges Feuer oder durch den Feind verbrannte, so verschlackten die Steine in seiner Nähe. Das erklärt aber die in die Tiefe der Mauer eindringende Verschlackung nicht und nicht die regelmässige Schichtung schmelzbarer und nicht schmelzbarer Gesteine. Virchow weist nach seiner Untersuchung der verglasten Burgen in der Oberlausitz darauf hin, dass ganz kurze, $2\frac{1}{2}$ cm lange Holzstücke eingelegt waren. Der Berichterstatter hält die Gründe für seine Annahme nicht für widerlegt, dass Kohlen und nicht die mühsam herzustellenden kleinen Holzstücke zwischen die Steine eingelegt waren. Die Abdrücke der Kohlen liegen so durcheinander und sind von so verschiedener Breite, dass die Annahme nicht zulässig ist, die Hölzer seien erst beim Verkohlen in solche Stücke zersprungen. Hiermit war die Tagesordnung zu Ende geführt und Virchow schloss mit einem Dank gegen Alle, welche zu dem schönen Gelingen dieser Versammlung beigetragen, die Verhandlungen, worauf Hettner den Dank der Stadt Trier gegen die Anthropologische Gesellschaft aussprach. Um 4 Uhr fuhren Alle mit der Bahn nach Igel zum Denkmal der Secundinier, welches Hettner erklärte. Sepp konnte seinen Vortrag über die Eichelsteine und ihre Beziehungen zu dem ältesten deutschen Sagenkreis nicht zu Ende führen, weil der Zug abging. Sonntags

führen noch etwa hundert Theilnehmer zum Steinring von Otzenhausen. Nach eingenommenem Frühstück inmitten desselben sprachen vom hohen Walle selbst die Redner, die ihn zu deuten und zu erklären suchten. Spät kam man zurück nach Trier. Mit dem Gefühle vollster Befriedigung schieden Alle von der gastlichen Stadt.

Schaaffhausen.

2. Bericht über antiquarische Funde am Oberrhein und am Bodensee.

1. Vorarlberg. Reichlicher als je sind seit einem halben Jahre Funde aus der Bronzezeit aufgetaucht. Sehr ähnlich einem vor längerer Zeit in Dornbirn am Ursprung der gleichnamigen Alpe gefundenen Bronzebeil ist ein zweites in einer Höhe von 2200—2500 m oberhalb der Vergalden- oder Valcalda (= warmes Thal) Alpe auf einem Pfade ausgegraben worden, den Schmuggler aus Gaschurn vom Garnerathal her nach dem Prättigäu einschlagen. Ein solcher Fund im Hochgebirge ist gewiss bedeutsam, sei es nun für die weite Ausbreitung des Jagdgebietes der Bronzeleute oder für die, sogar die höchsten Uebergänge nicht ausweichenden Verkehrswege zwischen benachbarten Hochthälern. Was den Kelt selbst betrifft, so gehört er zu jener Art, deren Schaftlappen sich fast zur Röhre schliessen: er ist 185 mm lang, wovon 72 mm auf die Schaftröhre entfallen, an der Schneide wenig nach seitwärts ausgeschweift, deren Breite beträgt 54 mm und verengt sich bis zum Ansatz der Röhre auf 45 mm. Verzierungen sind keine angebracht, wohl aber ein Ohr am obern Rand. Gewicht 371,4 gr.

Früher Funden grosser Lanzen spitzen folgen jetzt solche kleinerer Form (115 mm lang und 59 gr schwer, 130 mm lang mit 83 gr Gewicht) mit äusserst schmalem Blatt, besonders der kleineren, an der es sich nur als schmaler Rand längs der ungemein breiten Dülle hinzieht; der Hohl Durchmesser der Dülle beträgt bei beiden gleichmässig 20 mm. Fundort der kleinern liegt zwischen Tufers und Pfitz, an welchen die im Jahre 1879 erstellte Strassenanlage Rankweil-Sattains vorüberzieht; die grössere kam schon 1872 durch den Bahnbau ausserhalb Rankweil im sog. Loger zu Tage, verblieb aber bis jetzt in den Händen des Finders.

Unweit davon liegt nun auch die Fundstätte der jetzt zu besprechenden Gegenstände. Es sind diess erstlich zwei Bronzewerkzeuge: Das eine, 212 mm lang, 769 gr schwer, dem die unverkennbare Bestimmung einer Haue (Hacke) zur Bearbeitung des Bodens gegeben werden muss (die Schaftbahn ober- und unterhalb der Lappen fällt nicht wie bei den Palstäben in eine gerade Linie), das andere ist ein Palstab gewöhnlicher Form,